

Leo Trepp

Lebendiges Judentum

Texte aus den Jahren 1943 bis 2010

Kohlhammer

Kohlhammer

Leo Trepp

Lebendiges Judentum

Texte aus den Jahren 1943 bis 2010

Herausgegeben von Gunda Trepp

Mit einem Geleitwort von Karl Kardinal Lehmann

Verlag W. Kohlhammer

Alle Rechte vorbehalten

© 2013 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Reproduktionsvorlage: michon, Wickerer Weg 19, 65719 Hofheim/Ts.

Umschlag: Gestaltungskonzept Peter Horlacher

Gesamtherstellung:

W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. KG, Stuttgart

Printed in Germany

ISBN 978-3-17-022499-5

E-Book-Formate:

pdf: ISBN 978-3-17-026412-0

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung.....	9

ERSTER TEIL

ZUM EINFLUSS JÜDISCHER PHILOSOPHEN

Ein religiöser Evolutionist	15
Leopold Zunz – Vorkämpfer der Wissenschaft des Judentums.....	20
Samson Raphael Hirsch, Neo-Orthodoxer Reformier und der Weg in die Gegenwart.....	29
Spaltung oder Einheit in Vielfalt	59
Heinrich Graetz – Interpret der jüdischen Geschichte	81
Hermann Cohen als Philosoph und Ben B'rith	86
Die spirituelle Biografie von Franz Rosenzweig.....	93
Mordecai Kaplan und der Rekonstruktionismus	99
Die Philosophie von Franz Rosenzweig und die des Rekonstruktionismus	105
Das Aktionsprogramm von Rosenzweig und das des Rekonstruktionismus.....	116
Der letzte Besuch bei Martin Buber	127

ZWEITER TEIL

ISRAEL – RELIGION, DAS LAND UND VOLK

Gebete über das Land Israel	132
Von der Messiasidee im Jüdischen Sein.....	152
Die Schrift im Lichte des Talmuds	164
Die Lichter der Chanukka	176
Gott und der Mensch	183
Marshall McLuhan, das goldene Kalb und modernes Judentum	189
Eine Slicha für den Holocaust	194

DRITTER TEIL

JUDENTUM UND GESELLSCHAFT

Was, wenn Shylock ein Marrano wäre?.....	202
Was sollen wir mit Deutschland machen?.....	206

Die Parabel von den drei Ringen	209
Was Juden über Nichtjuden denken	216
Gedanken zur interreligiösen Arbeit von Juden	221
Einige Betrachtungen der Kirche und der Juden nach dem Holocaust	226
Der jüdische-islamische Imperativ	238
Trialog der Religionen	242
Die Wissenschaft des Judentums und die deutsche Universität	247
<i>Glossar</i>	263
<i>Bibliographie</i>	268

Vorwort

Er hat einen Namen in Geschichte und Gegenwart des Judentums. So gibt es im „Neuen Lexikon des Judentums“, herausgegeben von Prof. Dr. Julius H. Schoeps (Gütersloh 1992) einen Namensartikel: Leo Trepp, geboren am 4. März 1913 in Mainz, letzter Landesrabbiner von Oldenburg, Verhaftung und Deportation in das KZ Sachsenhausen in der Reichspogromnacht. Freilassung durch Intervention des englischen Oberrabbiners Joseph Hertz. Emigration zunächst nach England und dann 1940 in die USA, wo er als Rabbiner in verschiedenen Gemeinden tätig war. Nach erneuten Studien in Harvard und Berkeley 1951 Prof. für Philosophie und Geisteswissenschaften am Napa-College in Kalifornien. Er starb am 2. September 2010 im Alter von 97 Jahren in Kalifornien, bevor am folgenden Tag in seiner Mainzer Heimat die neue Synagoge eingeweiht wurde.

Er hat uns eine Reihe wichtiger Bücher geschenkt: über die Oldenburger Judentum (1965–1973), die Geschichte der Juden (1998/2006), die Geschichte der deutschen Juden (1996), den jüdischen Gottesdienst (1992, 2. erweiterte Auflage 2004), eine in vielen Jahren immer wieder überarbeitete Darstellung des Judentums (von 1966 in englischer Sprache bis zur deutschen Neubearbeitung 1998) und schließlich mit Gunda Wöbken-Ekert eine Einführung in die jüdische Glaubensgemeinschaft „Dein Gott ist mein Gott“ (2005). Eine besondere Kostbarkeit sind die „Nigune Magenza“, jüdische liturgische Gesänge aus Mainz (2004): Leo Trepp hörte diese Gesänge und Gebete als Kind in der Mainzer jüdischen Gemeinde, wurde tief von ihnen erfasst, liebte sie, sang sie, übte sie. Auch wenn es keine Noten mehr gab, diese Gesänge lebten im Herzen Leo Trepps und konnten nach 70 Jahren durch seinen Gesang aufgenommen, in Notenschrift umgesetzt und für die Nachwelt auf zwei CDs gerettet werden. Diese lebendige Erinnerung gehört wohl zu den größten Verdiensten Leo Trepps.

Schließlich – und das ist wohl das höchste und tiefste Erbe Leo Trepps – hat er bald nach dem Krieg schnell wieder Mainzer und deutschen Boden betreten. Andere große Juden übertraten nie mehr die Grenze zu Deutschland hin. Leo Trepp hat uns die Hand gereicht, obgleich seine geliebte Mutter Selma Zippora im KZ von Deutschen ermordet wurde. Seit 1951 hat er Jahr für Jahr im Sommer Studienkurse an der Mainzer Universität abgehalten sowie Universitäten und Hochschulen in Frankfurt, Heidelberg, Osnabrück, Oldenburg, Münster, Bonn, Hamburg, Innsbruck, Reutlingen, Tübingen und besonders Wuppertal besucht und dort Vorträge und Vorlesungen gehalten. Dazu kamen auch jüdische Gemeinden. Er hat dabei eine hohe Versöhnungsbereitschaft gezeigt und über alle Erinnerungen an das furchtbare Geschehen seiner Heimat eine ganz ungewöhnliche Treue erwiesen. Ich war für jede Begegnung mit ihm überaus dankbar.

Dieses Buch „Lebendiges Judentum“ vertieft und erweitert sein Vermächtnis. Aus vielen Bereichen sind seine Vorträge und Aufsätze gesammelt: Jüdische Philosophen; grundlegende Fragen des Judentums wie die nach Toleranz, der ständigen Erneuerung, nach Land, Nation und Volk Israel, der Messias-Idee, Juden und Christen in der Auslegung der Schrift, dem Judentum im Nachkriegsdeutschland. Vorschläge zum Dialog mit den christlichen Kirchen und gemeinsam mit dem Islam bilden einen gewissen Höhepunkt. Man wird in dieser Sammlung aus fast 70 Jahren durch ein reiches Leben und Denken mit vielen Einsichten beschenkt. Der beständige Brückenschlag zwischen Judentum, Europa, den Vereinigten Staaten von Amerika und dem Christentum hält den Leser auch heute noch in Bann.

Ich danke Frau Gunda Trepp – wie Leo Trepp schon früh und in anderen Büchern sagte: „Partnerin in Leben und Werk“ – für die Sammlung dieser anregenden Studien und Reflexionen. Sie gehören zum Vermächtnis eines Mannes, den wir nicht vergessen dürfen.

Mainz, im Januar 2013

+ Karl Kardinal Lehmann
Bischof von Mainz

Einleitung

Dieses Buch zeigt den offenen, nachdenklichen und manchmal provokativen Einblick eines deutschen Juden und Gelehrten in das jüdische Denken über die Jahrhunderte. Und es führt in das eigene Denken eines Mannes ein, der den Einfluss der großen jüdischen Philosophen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts wie Hermann Cohen, Franz Rosenzweig, Martin Buber, Emmanuel Levinas oder in Amerika Mordecai Kaplan auf das Judentum als Zeitzeuge erlebte und mit einigen von ihnen noch selbst diskutierte und argumentierte. Der Rabbiner, Lehrer und Religionsphilosoph Leo Trepp hat bis kurz vor seinem Tod 2010 an der Universität Mainz gelehrt und Vorträge gehalten. Seine Interessen und Themen variierten – er beschäftigte sich mit dem rabbinischen Denken des Altertums genauso wie mit der Kabbala oder der Philosophie des bedeutenden jüdisch-französischen Denkers Emmanuel Levinas. Dennoch durchzog alle seine Vorlesungen, Vorträge und Publikationen eine rote Linie. Eine immer wieder neu zu beantwortende Frage: Wie verhält sich das Judentum und wie verhalten sich die Juden zu einer sich stets verändernden Welt und deren Prüfungen und Herausforderungen?

In einem seiner englischsprachigen Bücher, „The History of the Jewish Experience“, also „Die Geschichte der Jüdischen Erfahrung und Praxis“, schreibt Leo Trepp: „Was immer mit den Juden in einem historischen Augenblick passierte, hat ihren Blick auf die Welt geformt und ihre Gebete und ihre Praktiken beeinflusst, ihre Philosophie und ihre Hoffnungen verändert. Der kreative Beitrag eines jeden Juden in dieser Abfolge von Geschehnissen hat zu dieser lebendigen Geschichte beigetragen. Der Glaube hat die Menschen geformt, und die Menschen haben ihren Glauben geformt in einer nicht endenden Entwicklung. Judentum ist ewiger Glaube und ewiges Volk, ein nicht endender Dialog zwischen Gott und den Menschen.“

Leo Trepp hat diesen Dialog bis zu seinem Tod geführt. Er stand tief im Glauben an den ewigen Einen, von dem er in seinen letzten Tagen sagte: „Was am Ende bleibt, ist Gott“. Für Trepp war es der Gott der Tora: Liebend, verzeihend und die Menschen zu ethischem Handeln verpflichtend. Doch dieser Gott war für ihn nie statisch oder die Wahrnehmung von ihm unveränderbar. Die Menschen ändern sich, und so ändert sich ihre Haltung Gott gegenüber. Von früher Jugend an setzte sich Trepp mit den jüdischen Philosophen und Religionsgelehrten auseinander, die eine Offenheit dem Judentum gegenüber zeigten und es – den Bedürfnissen der Menschen entgegenkommend und einer sich modernisierenden Zeit gegenüber stellend – weiterentwickeln wollten, und damit den sich verändernden Bedürfnissen der Menschen entgegenkamen. Im Herbst 1971 diskutiert er in seiner Korrespondenz mit dem damals 90-jährigen Mor-

decai Kaplan, dem Begründer des Rekonstruktionismus, ob und inwieweit die persönliche Wahrnehmung Gottes tragfähig sei. Einige Jahre später wird er seinen Lehrer und Freund Kaplan mit einem kritisch geschriebenen Porträt bei den deutschen Juden einführen. Kaplan, der seines breiten Einflusses wegen als einer der wichtigsten amerikanischen Religionsphilosophen galt, sieht im Judentum eine sich entfaltende religiöse Zivilisation, die aus dem Geist des Volkes erwachsen ist und weiter erwächst. Auch der Gottesbegriff steht nicht fest, sondern erwächst aus diesem jüdischen Volksgeist. „Ich habe doch einige Schwierigkeiten damit“, schreibt Trepp ihm in einem Brief. Doch dass diese Gedanken in der Welt sein müssen, dass man sie debattieren und wachsen lassen muss, um zu sehen, was sich daraus für die Juden ergeben kann, steht für ihn fest.

Trepp war in einer offenen Atmosphäre erzogen worden. Seine Familie lebte strikt orthodox und doch mit aller Hingabe der weltlichen Kultur zugewandt. Als Trepp sechs Jahre alt war, begann sein Vater nicht nur, ihn Tora und Talmud zu lehren, sondern nahm ihn mit in Konzerte und in die Oper, erklärte ihm in Kunstbänden Werke von Michelangelo und Rembrandt und erzählte ihm neben den Kindergeschichten des Mainzer Rabbiners auch die von Schillers Wilhelm Tell. Die Familie gehörte der neo-orthodoxen Synagoge in Mainz an, deren Mitglieder eine Orgel in den Gottesdiensten ablehnten und deshalb die Hauptsynagoge verlassen hatten. Doch bis zur Schoa teilten sich die beiden Gruppen alle Gemeindevorrichtungen, die Mitglieder waren in Freundschaft verbunden.

Das von Samson Raphael Hirsch entwickelte Denken der Neo-Orthodoxie beeinflusste Leo Trepps eigenes Denken stark. Hirsch trat für die strenge Befolgung aller Mizwot ein, doch gleichzeitig dafür, dass die Juden engagierte Bürger des weltlichen Staates sein sollten, in dem sie lebten. Dem Gebot, den Fremden zu lieben, gab er eine neue Dimension: „Sey gerecht in That, sey wahr in Wort, trage Liebe im Herzen gegen deinen nichtjüdischen Bruder, wie es deine Thaurah dich lehrt – speise seine Hungrigen, kleide seine Nackten, erquicke seine Kranken, tröste seine Leidenden, berathe seine Unberathenen, springe ihm bei mit Rath und That, in Noth und Fahrniß, entfalte die ganze edle Fülle deines Jissroeleithums“ schreibt Hirsch in dem 15. Brief seiner *Neunzehn Briefe über Judenthum*. Für Trepp blieb dies das Ideal der Orthodoxie. Mit einer sich völlig von der Umwelt zurückziehenden Orthodoxie konnte er nicht nur nichts anfangen – er hielt sie für unproduktiv. Das Konzept Hirschs konnte er zwar auch nicht uneingeschränkt akzeptieren, er erweiterte es stark für sich und modernisierte es. Doch der Kern blieb: Tora im Derech Eretz – Tora verbunden mit weltlicher Kultur.

Im Austausch mit anderen, auch mit den Nichtjuden, konnten Juden aus Trepps Sicht nur gewinnen. Wobei ihm selbst Kontakte, Diskussionen und Unterhaltungen ohnehin ein Vergnügen waren. Leo Trepp liebte die Menschen. Wenn ein Student eine Frage an ihn hatte, setzte er sich nach der Vorlesung noch einmal mit ihm hin und besprach sie. Wenn jemand in einem Problem nicht weiter wusste, hörte er zu und gab Rat und Trost. Und wenn er herausfand, dass den armenischen Arbeiter am Flughafen Verdi-Opern genauso fas-

zinierten wie ihn selbst, verabschiedete er sich von ihm mit einer Umarmung. Jemand beschrieb diese Haltung einmal so: „Ob arm oder reich, schwarz oder weiß, Jude oder Nichtjude – Leo Trepps Tür steht offen.“ Diese Haltung zeichnet auch sein Werk aus. Er schrieb und sprach für die Menschen. Attitüden jeglicher Couleur waren ihm fremd. Ich habe versucht, in der Auswahl der Aufsätze dieser Haltung Trepps Respekt zu zollen. Einige Beiträge wenden sich ursprünglich an Kollegen und bedürfen einer gewissen Vorkenntnis. Doch die meisten Essays sind, so hoffe ich sehr, jedem interessierten Leser zugänglich. Um das Lesen zu erleichtern und Orientierungshilfe zu geben, habe ich die einzelnen Stücke jeweils um eine erklärende und hoffentlich der besseren Einordnung dienende Einleitung ergänzt.

Die für den vorliegenden Band ausgewählten Werke hat Leo Trepp in dem Zeitraum von 1943 bis 2010 geschrieben. Er ist in diesen Beiträgen nicht nur der jüdische Denker, der Philosophien und Geschehnisse beleuchtet und einordnet, neue Ideen entwirft und alte Ideen aus neuer Sicht interpretiert, sondern gleichzeitig analysierender Chronist einer Zeit, die für das Judentum und die Juden bis dahin ungeahnte Brüche und Herausforderungen mit sich bringt. So beschäftigt ihn die Frage, wie die Juden sich nach der Shoa den Deutschen gegenüber verhalten sollten genauso wie die Furcht, die Juden könnten irgendwann in der Shoa ein identifikationsstiftendes Moment sehen, oder die Überlegung, wie sich katholische Kirche und das Judentum nach der Shoa annähern können.

Das Buch unterteilt sich in drei Teile: Der erste führt den Leser in die Werke jüdischer Gelehrter ein, deren Gedanken Trepp beeinflussten und inspirierten. Trepp sah sich unter den Juden in den Vereinigten Staaten als Vorkämpfer für die Ideen, die das deutsche Judentum bis zu dessen Vernichtung ausgezeichnet hatten. Und in diesen Essays stellt er den Amerikanern die Männer vor, die das deutsche Judentum maßgeblich gestalteten. Mit einigen, neben Hirsch vor allem Cohen und Rosenzweig, sollte sich Trepp sein Leben lang beschäftigen. Im dritten Band der „Jüdischen Schriften“ von Cohen, die Trepp aus Deutschland retten konnte, diente Trepp noch in 2010 eine Postkarte aus dem Jahr 1936 als Lesezeichen. Ein Jahr später bereits, 1937, schrieb Trepp als Landesrabbiner in Oldenburg zum ersten Mal über die Auseinandersetzung zwischen Hirsch und dem Historiker Heinrich Graetz, auf deren Verhältnis er auch in einem der Beiträge hier eingeht. In dem Disput zwischen Hirsch und Rabbiner Seligmann Baer Bamberger geht es um den von Hirsch angestrebten Austritt der Orthodoxen aus den Gemeinden, in denen es auch liberale Einrichtungen gibt. Trepp verehrt Hirsch und hält dessen Bemühen um eine Öffnung des Judentums unter Wahrung strikter Religiosität für bedeutend und zukunftsweisend. Doch am wichtigsten für Trepp ist die Einheit des Judentums unter Einschluss aller Strömungen und Ideen. So kann er den Schritt Hirschs hin zur Abspaltung weder verstehen noch rechtfertigen. In der Tat hat es nach Bambergers Einspruch in der Vorkriegszeit nur wenige Gemeinden gegeben, aus denen die Orthodoxen

austraten. Stattdessen bildeten sich die Einheitsgemeinden, unter deren Dach die verschiedenen Richtungen wachsen konnten. Zu Trepps großem Kummer mutierten die Einheitsgemeinden im Nachkriegsdeutschland an vielen Orten zu Einrichtungen, unter deren Dach nur eine Richtung gedieh, nämlich eine Orthodoxie, die mit der offen gestalteten deutschen Vorkriegsorthodoxie nur den Namen gemeinsam hatte.

Immer wieder beschäftigte Trepp sich in Vorträgen oder Schriften mit Franz Rosenzweig. In diesem Band führt er in dessen Philosophie ein und vergleicht diese und auch das Aktionsprogramm Rosenzweigs mit Philosophie und Aktionsprogramm des Rekonstruktionismus. Sowohl Rosenzweig wie auch Kaplan legen den Fokus auf die Bildung. Wie vor ihnen schon Leopold Zunz und Hermann Cohen halten sie das Judentum ohne notwendiges wissenschaftliches Fundament auf Dauer nicht für gesichert. Es ist interessant zu sehen, wie zeitlos manche dieser Ideen sind. So funktionieren nach dem von Rosenzweig entworfenen Lehrplan heute Gruppen in Synagogen, deren Mitglieder im Wechsel füreinander als Lehrer agieren. Und die Texte zeigen, wie sich das Judentum und das Denken von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verändern, doch sie zeigen auch, dass manche Probleme bleiben. Die Klage Rosenzweigs über eine intellektuelle Betriebsamkeit, die sich selbst genügt und die mit „zu viele Offiziere und zu wenige Soldaten“ umschrieben wird, beschreibt immer noch den Zustand vieler jüdischer Gemeinschaften. Und genauso drängend bleibt die Notwendigkeit, den Nichtjuden die Ethik des Judentums nahezubringen. Für Trepp wurde dies nach der Schoa sogar noch drängender. Denn genauso wichtig wie das Wissen über die Ethik und die Werte des Judentums für die Juden ist, um die Religion von innen heraus zu erhalten, ist es für die Nichtjuden, um sie nicht von außen durch Ignoranz oder sogar Hass zu zerstören.

Gott hat mit den Juden einen Bund geschlossen. Die meisten Beiträge im zweiten Teil beschäftigen sich auf die eine oder andere Weise damit, was dies für die Juden bedeutet. Es geht um Israel. Um das Land, um die Religion und um das Volk. Wie die meisten Überlebenden hatte Trepp ein besonderes Verhältnis zum Staat Israel. Er war stolz auf dessen Errungenschaften. Und er sah ihn als natürliche Heimstätte für die Juden. Als diese im 19. Jahrhundert anfangen, dort Land zu kaufen, kamen sie nach Hause. Andere hatten das Land nie verlassen. Trepp beschreibt und analysiert die starke spirituelle Verbundenheit der Juden mit dem Land, das sie einst besessen hatten und das ihnen von Gott zugesagt worden war. Trepp stand Menschen mit Unverständnis gegenüber, die sich des biblischen Zusammenhangs nicht bewusst waren, und die auch von der historisch-völkerrechtlichen Entwicklung Israels nichts wussten, es aber als „Eindringling“ in der Region ablehnten.

In weiteren Arbeiten setzt er sich mit Fragen der Beziehung zwischen Gott und dem Einzelnen, mit der Frage nach dem Messias im Judentum und mit der Überlieferung und Interpretation biblischer Texte auseinander, die auch für Nichtjuden von großem Interesse sind. Was bedeutet „Auge um Auge“ wirklich?

Warum gibt es die Todesstrafe im Judentum nicht, wenn sie doch in der Hebräischen Bibel vorkommt? Und warum ist die Askese dem Juden fremd? Abgeschlossen wird dieser Teil mit der Reflexion über eine Frage, die Trepp seit Jahren umtrieb: Wie können die Juden die Shoa in einer Weise erinnern, die relevant ist, aber nicht selbstzerstörerisch wird, und die nicht Ressourcen und Energien dort abzieht, wo sie für die Entwicklung eines lebendigen Judentums besser eingesetzt wären.

Wie positioniert sich das Judentum der nichtjüdischen Gesellschaft gegenüber? Darum geht es im dritten Teil des Buches. Wenn es um Deutschland ging, hatte Trepp seine eigene Antwort gefunden: Er ging in seine „gestohlene Heimat“, wie er es nannte, zurück und begann, den Menschen Wissen über das Judentum zu vermitteln. Aus seiner Sicht war das der einzige Weg, einem neuen Anwachsen des Antisemitismus vorzubeugen. Die verschiedenen Religionen sollen sich respektieren, weil sie einander verstehen und in der Lage sind, das Gute in der jeweils anderen Kultur zu erkennen. Ein Nebeneinander, in dem die eine die andere aus Gründen der Toleranz neben sich duldet, kam für Trepp nicht in Frage. Er stand dem Konzept der Toleranz grundsätzlich skeptisch gegenüber, weil es stets implizierte, dass ein Teil dem anderen überlegen war. Er hatte sich der Überzeugung George Washingtons angeschlossen, der nur ein echtes, vollkommen gleichberechtigtes Miteinander als Basis für ein friedliches Zusammenleben ansah. Doch dazu ist auf beiden Seiten ein Wissen über die jeweils andere Seite notwendig. Bildung ist für Trepp auch hier der Schlüssel für alles. Jede Seite muss in einem Dialog in der Lage sein, die andere Seite zu verstehen. Doch um überhaupt in den Dialog hineingehen zu können, muss erst einmal die eigene Religion durchdrungen worden sein. „Ohne religiöse Bildung, ohne ein lebendiges Wissen von unseren Ideen, von unserer Literatur und Geschichte bleibt die religiöse Gesittung ohne Halt und Inhalt“, schreibt Hermann Cohen. Und Trepp fügt hinzu: „Vielleicht sogar gefährlich.“ Ein Jude muss Trepp zufolge in der Lage sein, aus seiner eigenen religiösen Festigkeit heraus den anderen ein Gegenüber zu sein. Der Band schließt mit einem Essay über die Wissenschaft des Judentums und die deutsche Universität. Trepp hat diese Rede gehalten, als ihm die Honorarprofessur an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz verliehen wurde. Damit schließt sich ein Kreis. Ist es die Wissenschaft des Judentums, die Zunz und Cohen angestrebt haben? Kann sie es sein in einem Land, in dem diese Wissenschaft beinahe ausschließlich von Nichtjuden betrieben wird, was Cohen noch als ausgeschlossen angesehen hat? Leo Trepp nähert sich auch dieser Frage mit einer Offenheit, die einer lebendigen Entwicklung förderlich ist.

Bei der Auswahl habe ich einige Texte nicht berücksichtigen können, weil es Vorträge und Aufsätze zu einem Thema waren, die noch zu einem umfassenden Essay hätten zusammengefasst werden müssen. Es wären also neue Texte geworden, die Trepp vielleicht, vielleicht aber auch nicht so geschrieben hätte. Hinzu kommt, dass sowohl das Thema ‚Die Frau im Judentum‘ als auch die ‚Toleranz‘ aus jüdischer Sicht, wie auch andere Themen eine stärker fachbezogene

Aufmerksamkeit verdient haben, als ich ihnen hätte angedeihen lassen können. Zu gegebener Zeit wird eine solche Arbeit zusammen mit anderen in die Hände eines Doktoranden gelegt werden.

Die Arbeit an den Texten meines Mannes hat mir aus vielen Gründen große Befriedigung gegeben. Einer ist, dass ich die liebevolle Unterstützung meiner Freunde und Familie hatte, wofür ich mich an dieser Stelle herzlich bedanken möchte. Ein besonderer Dank geht an Professor Michael Tilly am Fachbereich ‚Antikes Judentum und hellenistische Religionsgeschichte‘ in Tübingen, der mich mit seinen beiden wissenschaftlichen Mitarbeitern Luke Neubert und Daniel Schumann in Kontakt brachte. Ich stehe tief in beider Schuld. Nicht nur haben sie den gesamten Text mit Fachwissen durchgesehen und, wenn nötig, korrigiert. Luke Neubert wurde nicht müde, wenn ich ihn zwischendurch als judaistisches Lexikon benutzte. Und Daniel Schumann hat mit großem Wissen und Fachverständnis das Glossar angefertigt. Ein großes Dankeschön geht an Professor Matthias Morgenstern in Tübingen, der mir sehr geholfen hat, einige Selichot und Kinot zu finden und mich dabei gleichzeitig auf bis dahin unentdeckte Schätze in meiner eigenen Bibliothek gestoßen hat. David Stephenson und Friederike Landau vom Institut für Strategieentwicklung in Berlin haben bei der Übersetzung der englischen Texte geholfen, wofür ich dankbar bin. Zu danken habe ich ebenfalls dem Leo Baeck Institut in New York, das mir beim Auffinden mancher Texte geholfen hat, sowie den Mitarbeitern des Jüdischen Museums in Berlin, die nicht müde wurden, in ihrem Archiv nach Texten für mich zu suchen. Hergen Wöbken und Robert Ferrer waren hilfreich bei der Auswahl der Texte und unersetzlich beim Lesen nach dem ersten Redigieren. Ich danke ihnen dafür, vor allem aber danke ich ihnen für ihre Geduld während Zeit des Schreibens. Und nicht zuletzt danke ich Frau Julia Zubcic, die den Arbeitsprozess mit hoher Kompetenz, Effizienz und netten Aufmunterungen zwischendurch begleitet hat.

Ich möchte dieses Buch unseren Freunden in Deutschland und in den Staaten widmen, unserer kleinen ‚gewählten Familie‘ mit der mein Mann und ich helle und dunkle Stunden geteilt haben, und die mich nach seinem Tod in das Leben zurückgetragen hat.

Gunda Trepp, San Francisco, im Januar 2013

 ERSTER TEIL

ZUM EINFLUSS JÜDISCHER PHILOSOPHEN

Ein religiöser Evolutionist

Das Porträt von Michael Creizenach wurde 1944 im amerikanischen Magazin ‚Liberal Judaism‘ veröffentlicht. Zum einen ist es eine Hommage an einen Mann, der schon im frühen 19. Jahrhundert erkannt hatte, dass, wenn das Judentum für die Menschen Bedeutung behalten soll, es für sie bedeutend, interessant und praktizierbar gestaltet werden muss. Doch über diesen Grundgedanken hinaus weist auf zwei wichtige Dinge hin: Der frühe Reformler versucht die Menschen „mitzunehmen“, wie man heute sagen würde. Er hatte verstanden, dass eine Reform ohne die Menschen eine Reform gegen die Menschen ist und zu mehr Schaden als Nutzen führen konnte. Und Creizenach ist der festen Überzeugung, dass, um Dinge ändern zu können, man sie erst einmal verstehen und sie durchdrungen haben muss.

Beide Aspekte waren Trepp Zeit seines Lebens wichtig. Es konnte ihn stark frustrieren, wenn er merkte, dass Reformrabbiner einen Gottesdienst „light“ hielten, und offensichtlich wurde, dass sie nicht wussten, was sie wann weglassen, und warum sie es taten. Dass er diese Seite an Creizenach so explizit beschreibt, kann durchaus damit zu tun haben, dass die Arbeit für ein Reformmagazin geschrieben worden war und er die Chance gern wahrnahm, den Reformrabbiniern diese Charaktereigenschaft Creizenachs vorzustellen. Genauso wie ihn Unkenntnis auf Reformseite ärgern konnte, ließ er allerdings Orthodoxe abblitzen, wenn sie ihm erklärten, etwas müsse diesen oder jenen Weg gehen, ohne eine andere Begründung dafür zu haben, als dass ihre Großeltern es auch schon so gehandhabt hätten. Judentum sollte und musste laufend verändert werden und manches auch eben nicht, doch jeder, der es unternahm, musste, wie er es von Creizenach schreibt, „seinen Talmud“ kennen und wissen, wovon er sprach.

Ab 1833 arbeitet Creizenach an seinem Schulchan Aruch – übersetzt: „gedeckter Tisch“. Manche Leser werden mit diesem Terminus vertraut sein, denn der Schulchan Aruch, den Josef Karo im 16. Jahrhundert veröffentlichte, ist der wohl bekannteste und – mit Ergänzungen anderer Lehrer versehen – der immer noch meist benutzte Kodex der Halacha weltweit. Von Karo für das sephardische Judentum konzipiert, wurde er um Kommentare für das aschkenasische Judentum erweitert, dessen akzeptiertes Regelwerk sich in einigen Fragen von dem sephardischen unterschied. Wie aus dem folgenden Text hervorgeht, entwickelt Creizenach in seinem Schulchan Aruch neue Interpretationen der Halacha.

Michael Creizenach wurde am 16. Mai 1789 in Mainz geboren. Zu den wenigen Rechten, die Juden damals im Getto hatten, gehörte die Ausbildung ihrer Kinder an den öffentlichen Schulen der Erzdiözese. Es war jedoch nicht verpflichtend und nur sehr wenige nahmen dieses Recht auch tatsächlich in Anspruch. Doch die Saat, die der Erzbischof damit gesät hatte, sollte bald sprießen. Als Creizenach drei Jahre alt war, wurden die Juden in Mainz als vollwertige Bürger unter französischem Recht anerkannt und begannen sofort damit, die modernen Bildungswege für sich zu nutzen. Eine Reihe von Eltern schickten ihre Kinder auf das neu organisierte Lyzeum. Einer der neuen Schüler (in der Zeit von 1806 bis 1809) war Michael Creizenach, der die Schule schon nach zweieinhalb Jahren mit Auszeichnung verließ.

Seine Familie war ein alteingesessener Teil der Gemeinschaft – sehr angesehen und ziemlich wohlhabend. Bereits als kleiner Junge war er mit dem Studium hebräischer Themen vertraut gemacht worden. Im Laufe seiner Schulzeit kamen moderne Sprachen und Mathematik hinzu, ohne dass er darüber seine jüdischen Studien bei den Rabbinern der Gemeinde vernachlässigte. Für die Mathematik hatte er eine besondere Gabe, in einigen seiner zahlreichen Lehrbücher sollte er sich später mit mathematischen Themen beschäftigen, so schrieb er verschiedene Bücher zur Geometrie. Bei all dem erwarb er mehr als reines Wissen: Sein Studium ließ ihn die Bedeutung der Bildung an sich wertschätzen. Er vertiefte sich in die Schriften von Immanuel Kant und Jean-Jacques Rousseaus und genoss die Vielfalt verschiedener Sprachen. Creizenach wurde klar, dass eine neue Ära für das jüdische Volk angebrochen war, und dass Religion mit den modernen Ideen in Einklang gebracht werden musste, wenn die Juden unter den neuen Umständen ein stimmiges Leben führen wollten. Er hatte selbst gerade einmal die Schule abgeschlossen, da entschied er sich, Lehrer zu werden und seinem Volk durch Erziehung zu helfen, in den neuen Status hineinzuwachsen.

So organisierte der junge Mann – mittlerweile ebenso hochgewachsen wie stark und tatkräftig – im Jahr 1813 eine höhere Bildungsanstalt für die jüdischen Kinder. Sein Projekt stieß zunächst auf heftigen Widerstand der Gemeinde, gewann dann aber die Zustimmung der gesamten Gemeinschaft einschließlich des alteingesessenen Rabbiners. Der Lehrplan der Schule war revolutionär: anstatt auf Griechisch oder Latein lagen die Schwerpunkte auf modernen Sprachen, Mathematik, Geschichte und dem Naturstudium. Die Behörden der Stadt verfolgten die Unternehmung von Beginn an mit großem Interesse, bevor sie 1831 entschieden, selbst ähnliche Schulen für die allgemeine Bevölkerung einzurichten. Über ein Jahrhundert später hörte der Autor dieses Beitrags, wie Creizenach von der Stadt Mainz als Vater der modernen Pädagogik gelobt wurde.

Doch Jugendpädagogik war nur ein Abschnitt der Arbeit, der sich Creizenach verschrieben hatte, er erstrebte die Erziehung des ganzen Volkes. Er wurde Redner, veröffentlichte ein monatliches Magazin, in dem er seine Ideen formulierte und sich mit den praktischen Problemen der Gemeinde auseinandersetzte. Er schrieb Flugblätter und Broschüren und setzte alles dran, den eigenen kultu-

rellen Horizont zu erweitern. Im Jahre 1824 erwarb er seinen Dokortitel an der Universität Gießen und wurde ein Jahr später an das Philanthropin nach Frankfurt gerufen, um zu helfen, diese jüdische Schule nach seinem Ansatz umzugestalten – mit ihrer modernen Pädagogik genoss die Institution dann über ein Jahrhundert lang große Wertschätzung und Berühmtheit weit über Frankfurt hinaus.

Von 1833 bis 1840 veröffentlichte er sein Hauptwerk „*Shulchan Aruch*, oder enzyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes wie es durch die rabbinischen Satzungen sich ausgebildet hat, mit Hinweisung auf die Reformen, welche durch die Zeit nützlich und möglich geworden sind“. In vier Bänden beschreibt Creizenach darin die Entwicklung des Talmuds, analysiert dessen Charakter und Struktur und zeigt auf, wie „durch ein Festhalten an der talmudischen Auslegung und eine Abschaffung talmudischer Einschränkungen der Kampf zwischen Leben und Gesetz erfolgreich ausgeglichen werden kann“. Er schrieb mit großer wissenschaftlicher Erkenntnis und ging in der Forschung akribisch vor. Doch die Forschung war nicht das Ziel seiner Arbeit. Das Ziel war vielmehr, das Volk davon zu überzeugen, dass das mosaische Gesetz und das Judentum als Ganzes nur durch eine Reform des Rituals gestärkt werden könne.

Als er diese Bücher abgeschlossen hatte, spürte Creizenach, dass nun sein eigentliches Schaffenswerk beginnen würde – jetzt konnte er seine Ideen im Leben umsetzen. Plötzlich jedoch nahm seine Gesundheit rapide ab, und er verstarb am 5. August 1842. Die Grabrede hielt sein Freund, der Historiker Isaak Markus Jost. Er lobte Creizenach als einen Mann, der sich selbst, seine Generation und deren Bedürfnisse zutiefst gekannt hatte; als jemand, der die Beschränkungen des menschlichen Wissens verstand und aus diesem Grund ein wahrer Pädagoge war – fest in seinen Überzeugungen und doch vorsichtig und überlegt in seiner Kritik.

Das Wirken von Michael Creizenach kann am besten von seiner Rolle als Pädagoge her verstanden werden. Pädagogen mögen in der Theorie oft Revolutionäre sein, doch sind sie dies selten in der Praxis, denn der Prozess der Pädagogik ist viel mehr der einer Evolution als einer Revolution. Als Student hatte Creizenach einen tiefen, ehrfürchtigen Respekt vor der Kultur israelitischer Vergangenheit, die uns durch die Bibel wie auch den Talmud übermittelt worden ist. Er hatte hohe Achtung vor den gelehrten Rabbinern, unter denen er studierte und die, abseits ihrer religiösen Ansichten, aufgeschlossene Männer in der Stadt Mainz waren. Daher versuchte er eher, das Volk zu überzeugen anstatt es zu zwingen und zog es vor, alte Lehrmeinungen neu zu interpretieren, anstatt sie loszuwerden. Als Pädagoge vertrat er die Ansicht, dass nur derjenige, der die Thematik in der Tiefe durchdrungen und verstanden hatte, befähigt werden sollte, jüdische Institutionen zu reformieren. Darum müssten zwei Fragen bejaht werden, bevor irgendeine Reform angegangen werde: Schadet das alte Gesetz? Und kann die neue Idee in einem evolutionären Prozess entwickelt werden?

Während er Reformen grundsätzlich befürwortete und guthieß, warnte er zugleich vor jeglichem radikalen Wandel, für die die breite Masse und die Rabbiner nicht offen sein könnten. Solch ein Wandel würde lediglich für Zwietracht im Volk Israel sorgen, wenn doch Einheit das primäre Ziel bleiben müsse. Daher kritisierte er das Auslassen jeglicher Referenzen zum Messias und einer künftigen Volksgemeinschaft (im Staate Israel) im neuen Gebetbuch des Hamburger Tempels. Im Grunde könne jeder selbst diese Formulierungen als symbolisch oder wörtlich interpretieren, und durch das Auslassen hätten die Autoren „womöglich darin versagt, den fundamentalen Grundsatz aller religiösen Rekonstruktion zu beachten, der lautet, den Anhängern der Religion, die es zu reformieren gilt, eine umfassende Möglichkeit zu geben, an den geplanten Verbesserungen teilzunehmen“.

Wo liegt dann sein Beitrag für die Liberalisierung des Judentums? Man könnte sagen: In der Tatsache, dass seine Werke belegen, wie ernst die Reformer ihre Aufgabe nahmen. Sie waren nicht von dem Wunsch nach Assimilierung getrieben, sondern von dem Bedürfnis, das Judentum neu zu beleben. Sie waren keine Männer, denen es an jüdischem Wissen mangelte, sondern Pioniere, die ihren Talmud kannten und gewissenhaft mit allen Problemen rangen, bevor sie Entscheidungen trafen.

Michael Creizenach ging noch einen Schritt weiter. Nachdem er die Irrtümer seiner Zeit aufgezeigt hatte, definierte er klar, was das Ziel aller Reform sein solle, nämlich: dem Durchschnittsbürger zu ermöglichen, ein normales Leben zu führen, ohne bei jedem Schritt von der Last überkommener Regeln und Vorschriften beschwert zu werden. Doch müsse man reformieren, ohne fundamentale Grundlagen unserer Religion zu kompromittieren oder zu opfern. Doch es sei besser, diese Regeln abzuschaffen, als zu sehen, wie die Menschen selbst sie irgendwann verwerfen und dabei die Religion an sich weniger und weniger respektieren. Doch Hand in Hand mit diesen negativen Reformen, die aussondern, sollten die positiven gehen. Die öffentlichen Gottesdienste müssten würdig gestaltet werden, und Creizenach entwarf eine Form des öffentlichen Gottesdienstes, die mit der Zeit allgemeine Anerkennung erfuhr und sogar noch heute Beachtung findet. All dies zeigt, wie revolutionär seine Ideen zu seiner Zeit waren. Ebenso müsse das Leben in jüdischen Haushalten erneuert werden. Selbst vor einem Jahrhundert scheint dies unter den orthodoxen Verhältnissen vernachlässigt worden zu sein, denn Creizenach betonte diesen Punkt besonders. Wie auch der Gottesdienst sollte es verschönert werden, um neue Würde und tiefere Bedeutung zu erhalten. Schließlich rief er dazu auf, die jüdische Schule zu reformieren, die sich ihrer Verantwortung bewusst werden müsse, den jüdischen Charakter ihrer Schüler zu formen und sich nicht nur der Lehre von Sprachtechniken und Ritualen verschreiben dürfe. Dem Lehrer müsse ermöglicht werden, so zu unterrichten, wie es ihm sein Gewissen vorschreibe, die Schule müsse die Einheit Israels vorantreiben und kontroverse Themen vermeiden. Der Rabbiner solle als Lehrer für Religion und Ethik auftreten und nicht für rituelle Handlungen.

gen. Wie der Lehrer so müsse auch er seine Gedanken frei äußern können, wie ihn sein Gewissen leite.

Diese Gedanken waren vor einhundert Jahren, als Creizenach sie mit Weitblick verkündete, nicht nur modern, sondern aufregend. Doch trotz ihrer Modernität schienen diese Ideen für Creizenach selbst nichts Neues. Denn er sah sie als vom Talmud selbst autorisierte Ansätze an. Der Talmud war für ihn „der einzig sinnvolle Ausgangspunkt, von dem eine Entwicklung unserer rituellen Formen entstammen kann, denn er ist durch Alter geheiligt und gebietet Ehrfurcht“. Dies bedeutet jedoch nicht, dass der Talmud in allen seinen Entscheidungen bindenden Charakter hat. Es ist ein Buch, das über einen langen Zeitraum entstand und dessen Autoren Regeln aufsetzten – manche von ihnen restriktiv und andere das Gesetz abzuschwächen suchend. Es waren Regeln, die zu ihrer Zeit wichtig waren, manchmal nur für die jeweilige Generation; oft waren sich auch die Vertreter selbst nicht einig, von denen manche das Gesetz lockern wollten, während andere strikt dagegen waren.

Doch der Talmud wurde nie abgeschlossen. Noch immer haben wir das Recht, uns an seinen Auseinandersetzungen zu beteiligen und Entscheidungen in seinem Sinn zu treffen. Den älteren Generationen fehlte der Mut dazu, was dazu führte, dass die Religion zu verknöchern begann und durch eine tiefe Kluft von den Strömungen des Lebens abgetrennt wurde. Creizenach hielt die neue Generation dazu an, mutig zu sein und kühn in die Fußstapfen der talmudischen Vordenker zu treten, so dass selbst im Rahmen des Talmuds Reformen geschaffen würden. So könne das jüdische Leben wieder zu seiner Vitalität zurückfinden, die es noch hatte, als die führenden Denker Entscheidungen aus freien Stücken heraus trafen. Wie dies für einzelne Gesetze und Gepflogenheiten getan werden kann, zeigt Creizenach sehr detailliert in seinem *magnum opus* auf, das praktisch die gesamte Bandbreite jüdischer Gesetze und Gewohnheiten abdeckt. Es ist in der Tat eine Enzyklopädie.

Zusammen mit Jost veröffentlichte Creizenach eine Zeitschrift mit dem Titel *Zion*. Davor (1823–1824) gab er eine monatliche wissenschaftliche Zeitung unter dem Namen *Geist der pharisäischen Lehre* heraus. Anschließend erschienen einige seiner kühnsten Gedankengänge in den Spalten der *Wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie*. Im Jahre 1831 veröffentlichte er anonym die *Zweiunddreißig Thesen über den Talmud*. Daneben schrieb er einige Bücher zur Meditation an Bußtagen und für Konfirmationen. Kurz vor seinem Tod veröffentlichte er *Yesod Mora* (von Abraham ibn Ezra), indem er den von Heidenheim editierten Text benutzte.

Der Pädagoge Creizenach ging behutsam vor, immer bedacht auf die Menschen, die in seinen Augen eine Bildung benötigten, und die selbst langsame Fortschritte machten. Er wollte nie den Bezug zur breiten Masse verlieren. Auch aus diesem Grund versuchte er stets, seine eigenen Ansichten mit denen traditioneller Autoritäten zu untermauern – weshalb er wahrscheinlich von seinen großen revolutionären Freunden und Zeitgenossen in den Schatten gestellt wurde.

Doch gerade aufgrund dieser Vorsicht war sein Einfluss unter den Menschen zu seiner Zeit womöglich weitreichender. Viele von Michael Creizenachs Ideen sind heutzutage anerkanntes Allgemeinwissen, was für einen Pädagogen der größtmögliche Lohn ist. Aus den Grundsteinen der Tradition errichtete er mit Sorgfalt und doch großem Mut ein neues Bauwerk, in dem Leben und das Gesetz der Tradition in Harmonie miteinander existieren können.

Leopold Zunz – Vorkämpfer der Wissenschaft des Judentums

Eine Einführung in sein Wollen und Wirken

Leopold Zunz gehörte zu den ersten Juden, die vertraten, dass das Judentum mit wissenschaftlichen Ansätzen untersucht werden müsse, um es zu verstehen, und um es angemessen weiter entwickeln zu können. Wie wichtig seine Gedanken waren, kann man unter anderem daran sehen, dass nicht nur Rosenzweig seine Idee eines „Lehrstuhls für Judentum“ aufgriff. Einige Anmerkungen zu diesem Text: Wie unschwer zu erkennen ist, benutzte Trepp den Begriff „Genie“ im philosophischen Sinn (jemand hat ein gegebenes Talent für etwas). Er hat den Aufsatz im Jahr 1972 für das deutsche Magazin „Emuna – Horizonte zur Diskussion über Israel und das Judentum“ geschrieben. Schon damals war zu erkennen, wie sehr es ihn schmerzte, dass es das deutsche Judentum nicht mehr gab. Darüber wird es später mehr zu sagen geben. Im Hinblick auf die heftige – auf nichtjüdischer Seite oft unsachlich und mit stark antijüdischen Untertönen – geführte Debatte um die Beschneidung in Deutschland im Jahr 2012 ist die von Trepp beschriebene Auseinandersetzung zwischen Geiger und Zunz interessant: Geiger sprach sich strikt gegen die Beschneidung aus, während Zunz den Standpunkt vertrat, den auch die heutigen Juden einnehmen: Die Beschneidung ist ein essentieller Teil des Judentums, ein jüdisches „Grundgesetz“, das auch im Interesse einer sonst wünschenswerten Modernisierung nicht verändert werden dürfe. Neben dem hier zu erkennenden Umstand, dass die Diskussion offensichtlich Jahrhunderte alt ist, gibt es einen wichtigeren Punkt: Sie wurde unter Juden geführt, mit unterschiedlichen Ansichten und Interessen auf beiden Seiten. Die Juden sind auch heute diejenigen, die eine Diskussion über die Beschneidung haben sollten, wenn sie es denn wünschen. „Aufklärung“ von Menschen, die oft nicht einmal wissen, worüber sie sprechen, brauchten sie zu Zunzens und Geigers Zeiten nicht, und sie ist auch heute verzichtbar.

Im Jahre 1819 gründete eine Gruppe junger idealistischer Juden den „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums“. Es war ihre Hoffnung, durch ihn den Juden wie der christlichen Umwelt ein wissenschaftlich begründetes Bild des Judentums zu geben, frei von jeder theologischen Schattierung. Sie hofften,

damit der Unwissenheit der Juden entgegenzutreten zu können, denn der Durchschnittsjude wusste wenig von seiner Tradition, und die Rabbiner waren wissenschaftlich ebenfalls ungeschult und ergingen sich in spitzfindiger Talmudauslegung. Gleichzeitig erwartete diese Gruppe junger Männer, dass eine wissenschaftliche Darlegung des Judentums ihm Anerkennung und Respekt unter den Christen erwirken würde, und dass daraus eine wirkliche Gleichberechtigung für Juden erstehen könne. Gerade hier war Aufklärung notwendig, denn das Missverständnis des Judentums hatte zum Vorurteil gegen Juden geführt. Selbst Gelehrte schöpften ihre Kenntnis aus zweiter Hand, oftmals aus judenfeindlichen Quellen. „Aus Unwissenheit oder schlechtem Willen schuf man daher ein Gemisch aus einem eingebildeten Judentum und dem eigenen Christentum, um daraus ein System zu bilden, das entweder den Übertritt der Juden fordern sollte, oder den Schluss berechtigte, dass Sondergesetze notwendig seien.“¹ Die Gründer des Vereins hatten dabei allerdings auch ihre eigene Zukunft im Auge. Bisher war ihnen der Eintritt in die Gesellschaft verschlossen, und die Tore beruflichen Fortkommens blieben verriegelt. Vielleicht konnte eine wissenschaftliche Darstellung des Judentums diese Lage ändern und zum Entreebillet in die Gesellschaft werden. Der erste Vorsitzende des Vereins, dem wahrscheinlich auch der Vereinsname zuzuschreiben ist, war ein junger Jurist und Hegelianer, Eduard Gans, ein Freund Heinrich Heines, den er eventuell auch zum Beitritt bewog. Leider war der Vereinigung nur ein kurzes Leben beschieden. Die Verbundenheit dieser jungen Männer mit dem Judentum beruhte nur auf einem ererbten Gefühl des Jude-Seins. Als ihre Hoffnung fehlschlug und ihre Zukunftserwartungen innerhalb der Gesellschaft nach wie vor unerfüllt blieben, solange sie Juden waren, entschlossen sie sich zum Übertritt zum Christentum. Eduard Gans war der erste, der 1825 übertrat, um sich eine Universitätslaufbahn schaffen zu können. Ihm bleibt daher lediglich das Verdienst, den Namen „Wissenschaft des Judentums“ geprägt zu haben, und durch den Verein den Anstoß zu einer wissenschaftlichen Erforschung gegeben zu haben. Der wirkliche Gründer und Vorkämpfer dieser Wissenschaft war Leopold Zunz, ebenfalls ein Gründungsmitglied des Vereins und der Herausgeber des kurzlebigen Vereinsorgans, *Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums*. Die Zeitschrift hatte keine weite Verbreitung, ihr Einfluss war gering, und dennoch war sie bahnbrechend. Am 10. August 1864 schrieb Abraham Geiger ein Glückwunschsreiben an Zunz zu dessen 70. Geburtstag, in dem er erklärte, dass es diese Zeitschrift gewesen sei, die ihm, wie ein Lichtstrahl Aufklärung gebracht habe. „[...] Und hier fand ich Ihr epochemachendes Werk über Raschi. Er war wie ein Gebirgswasser, das umso stärkender und erfrischender wirkt auf Grund der Widerstände, die es hat überwinden müssen [...] In meinen eigenen unabhängigen wissenschaftlichen und praktischen Tätigkeiten konnte ich nicht immer dem gleichen Pfade folgen,

1 Zunz: *Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden*; Einführung.

den Sie genommen [...] doch habe ich immer mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit zu Ihnen aufgeblickt.“²

Leopold Zunz ist der Vater des neuzeitlichen Judentums. Er wurde 1794 in Detmold geboren und starb 1886 in Berlin. Sein Vater war Lehrer und Kantor der Detmolder jüdischen Gemeinde. Da der Knabe die Eltern früh verlor, kam er neunjährig in die Pensionatsschule nach Wolfenbüttel. Dort erhielt er eine gute grundlegende Ausbildung, sowohl in allgemeinen wie in jüdischen Fächern. Er absolvierte dann das Gymnasium der Stadt, besuchte die Universitäten Berlin und Halle, und empfing gleichzeitig eine rabbinische Ausbildung. Unter seinen Lehrern war Samuel Meyer Ehrenberg, der Urgroßvater Franz Rosenzweigs. Später traute Zunz Rosenzweigs Großeltern. Durch diese Beziehungen wurde er der „Familienheilige“ der Rosenzweig-Familie, und mag dadurch die Entwicklung Franz Rosenzweigs, wenn auch nur indirekt, beeinflusst haben.³

Dem neuzeitlich ausgerichteten jungen Zunz waren keine dauernden Anstellungsmöglichkeiten im Rabbineramt gegeben. Er bemühte sich vergeblich um eine Stelle in Deutschland, wirkte für eine Zeit an der kleinen Reformgemeinde in Berlin als Prediger, allerdings ohne Gehalt. In diese Zeit fällt die Gründung des „Vereins für Kultur und Wissenschaft des Judentums“. Durch das Bemühen seiner Freunde erhielt er schließlich eine Predigerstelle in Prag, erkannte jedoch beinahe unmittelbar, dass er die innere Berufung zum Rabbineramt und dessen täglicher Routine nicht besaß, und trat daher schon im gleichen Jahre, 1836, zurück. Schließlich wurde er 1841 als Lehrer an das von der jüdischen Gemeinde Berlin neu geschaffene jüdische Lehrerseminar berufen, wo er bis zu seinem Lebensende blieb. Die Jahre des Ruhestandes blieben für ihn fruchtreich, da er sich jetzt ungestört der Forschung widmen konnte.

Das Ziel und die Aufgabe seines Lebens waren ihm – vielleicht als einzigem der Gründungsmitglieder des „Vereins für Kultur und Wissenschaft“ – zur Zeit der Schaffung der Gemeinschaft schon völlig zum Bewusstsein gekommen. Es kann sein, dass auch seine Tätigkeit als Herausgeber des Magazins half, dieses Bewusstsein in dieser Form zu prägen. Bereits 1818 hatte Zunz eine Schrift veröffentlicht, die als Programmschrift angesehen werden kann. Der Titel war *Etwas über die rabbinische Literatur*. Hier forderte er die wissenschaftliche Erforschung des Judentums in der Gesamtheit seiner Erscheinungsformen: Mythologie und Dogma, Riten und Liturgie, Bräuche und Sitten. Doch sollte die Forschung nicht auf die religiösen Gebiete beschränkt bleiben. Neben der Ethik waren die Lebensformen des Judentums auf allen Gebieten zu erforschen, von Mathematik und Medizin bis zur Naturkunde, Kunst und Musik. Das Gesamtgebäude steht der Untersuchung offen, denn das Judentum ist Zivilisation, ein Volksgebilde, und muss als solches durch die Wissenschaft erhellt werden. Zunz sieht die Juden als eine schöpferische Volksgemeinschaft, die aus ihrem inneren,

2 Max Wiener: *Abraham Geiger* (englisch); S. 142, 146.

3 Franz Rosenzweig: *Briefe*, 5, 499.

volkhaften Genie eine Gesamtkultur bildete. Diese Kultur und ihr Werden aus dem Wesen des Volkes bedürfen der Erforschung.

Das konservative Judentum, das in Deutschland von Zacharias Frankel sein Programm erhielt und sich in Amerika weiter entfaltete, steht auf dieser von Zunz geschaffenen Grundlage. Der neuzeitliche Rekonstruktionismus, von Mordechai Kaplan geschaffen, sieht die Idee des Judentums als einer sich entfaltenden, religiösen Zivilisation als den Kernpunkt seiner Ideologie. Allerdings besteht hierbei ein großer Unterschied: Zunz stand der Zukunft pessimistisch gegenüber und sah daher in der Erforschung der Vergangenheit die einzige noch verbleibende Aufgabe eines geschwächten Geschlechtes. Der amerikanische Konservatismus wie der Rekonstruktionismus sind von einem grundlegenden Optimismus über die Zukunft des Judentums getragen. Daher ist Forschung nur ein Teil der Aufgabe, wenn auch ein wesentlicher. Bedeutsamer ist das schöpferische Wirken der Juden auf allen Gebieten dieser Zivilisation, und gemäß dem Rekonstruktionismus in der gegenseitigen Befruchtung von jüdischer und weltlicher Zivilisation – an beiden hat der Jude teil und muss an ihnen teilhaben.

Mag Zunz ursprünglich an eine reine, tendenzlose Wissenschaft gedacht haben, so verdichteten sich Anschauung und Zweck der Aufgabe schon durch das Programm des Vereins: Wissenschaft wurde zur Apologetik im besten Sinne des Wortes.

Der Verein der jungen Juden entsprang dem Bewusstsein einer doppelten Vereinsamung. Als Juden standen sie außerhalb der Gemeinschaft allgemeiner Kultur, da das Wesen des Judentums der Umwelt ganz unbekannt war. Durch wissenschaftliche Erhellung konnte der Platz des Judentums in der Kultur des Westens aufgezeigt, sein Beitrag zu dieser Kultur demonstriert, seine Anerkennung als berechtigt sowohl gefordert wie erwartet werden. Und als neuzeitliche Juden sahen sie sich als Gegner der vorherrschenden Orthodoxie und ihrer Formen; der „Rabbinismus“ erschien ihnen allen als eine Trübung des echten jüdischen Geistes. Dabei wussten sie, dass viele zeitgenössische Juden ihrem Traditionsgut verachtend gegenüber standen – einfach, weil sie es nicht kannten. Waren die Namen „Maimonides“ und „Mendelssohn“ den Juden vertraut, so war es eben dadurch, dass diese Namen aus der Gesamtphilosophie des Westens den Juden nahegebracht wurden. Durch Wissenschaft, und nicht durch Religion, konnten Kenntnis, Selbstbewusstsein und Stolz im Juden neu erweckt werden. Jedenfalls konnte es nicht durch Religion geschehen, wie sie damals gepflegt wurde. „Die physischen Bedürfnisse der jüdischen Gemeinden werden durch Kranken- und Waisenhäuser, Armenhäuser und Friedhöfe bedient. Jedoch Religion und Wissenschaft, Bürgerrechte und geistiger Fortschritt benötigen Schulen, Seminarien und Synagogen; sie ruhen auf der Arbeit fähiger Gemeindeführer, kompetenter Lehrer und gut ausgebildeter Rabbiner. Falls Emanzipation und Wissenschaft nicht leere Worte bleiben sollen [...] dann müssen sie Institutionen befruchten, Institutionen höchsten Ranges, religiöse Erziehung für alle, würdige

Gottesdienste, angebrachte Predigten.“⁴ Zunz erkannte ganz deutlich, dass der politischen Emanzipation der Juden die geistige angegliedert werden müsse. Damit allein war die Gleichstellung der Juden zu voller Wirklichkeit zu bringen. Das bedeutete: Erkenntnis der jüdischen Werte durch Juden.

Dieser Idee folgend, stellte Zunz einen Antrag auf Gründung eines Lehrstuhls für Judentum an der Universität Berlin. Erst dann, wenn das Judentum zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung an den Universitäten geworden war, konnte man von innerer und äußerer Emanzipation reden. Die Universität wies den Antrag zurück. Das Streben wurde jedoch weitergeführt. Hermann Cohen, im Vorschlag „zur Sicherung unseres Fortbestandes“, erklärte kategorisch: „Es *muß* daher unser Bestreben werden, die Wissenschaft des Judentums an den Universitäten einzubürgern“, und, indem er sich auf Zunz stützte, „Die Gleichstellung der Juden in Sitte und Leben wird aus der Gleichstellung der Wissenschaft des Judentums hervorgehen“ [...] „Die Gleichstellung der Wissenschaft aber kann in Deutschland [...] nur auf der Universität erzielt werden. Und auch in Amerika geht man jetzt denselben Weg.“⁵

In Deutschland sollte sich diese Hoffnung – bis auf Martin Bubers Berufung an die Universität Frankfurt – erst nach dem zweiten Weltkrieg erfüllen. Aber jetzt, wo sie zur Wirklichkeit wurde, fehlt es an einem lebendigen Judentum als Resonanz.

In Amerika folgte die Entwicklung ganz der Voraussage von Zunz und Cohen und gab ihnen recht: die Schaffung von Lehrstühlen, die sich weit verbreitet hat, ist Spiegelbild und Ausdruck jüdischer Gleichberechtigung, im Geistigen wie im Politischen. Gleichzeitig brachte sie viele junge Juden durch das Studium des Judentums auf den Universitäten zu ihrem Erbgut zurück. Gerade aus jüdischen Studentenkreisen kann gegenwärtig ein bedeutsamer Beitrag zur Erneuerung des Judentums erwartet werden.

Auch in Zunzens Tagen konnte Anerkennung von außen schon der inneren Erneuerung dienen. In diesem Sinne veröffentlichte er 1832 die Schrift *Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden*. Auf Ansuchen der Orthodoxie hatte die preußische Regierung die deutsche Predigt in der Synagoge verboten, da sie eine Nachahmung der christlichen Predigt sei. Zur Aufklärung der Regierung wie seiner orthodoxen Brüder wies Zunz in einer umfassenden und tiefgehenden Arbeit darauf hin, dass die Predigt in Wirklichkeit jüdischen Ursprungs ist. Die Synagoge war ja nicht als Bet ha-Tefila, Haus des Gebets, angesehen, sondern als Bet ha-Knesset, Haus der Volksversammlung. Hier stand, seit Esra, die Lesung der Schrift im Mittelpunkt des Gottesdienstes. Der Targum, als Übersetzung des Textes, diente dem Volksverständnis. Griechisch war Sprache der Derascha, der Schriffterklärung, wo immer diese Sprache gängig war. Waren die Priester einst

4 Nahum N. Glatzer: *The Dynamics of Emancipation*; S. 13 (aus: *Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden*, englisch).

5 Hermann Cohen: *Zwei Vorschläge zur Sicherung unseres Fortbestandes; Gesammelte Schriften II. Band*, 139; geschrieben 1907.

die Hüter des Gesetzes gewesen, so waren die Propheten die Hüter des Geistes. Die Schriftgelehrten waren die Nachfolger beider, sie bestimmten das Gesetz in Halacha, und den Geist in Aggada. Die Tora wurde dem Volk im Gotteshaus nahegebracht. Dies war der Ursprung der Predigt; in ihr lag Entwicklung und Weiterbildung des Geistes. Trotz seiner historisch-sachlichen Darstellung besteht Zunz mit Festigkeit darauf, dass man dem Judentum die Predigt nicht nur erlaube, weil sie sein Erbgut sei, sondern dass man ihm dafür Anerkennung zukommen lassen müsse. Mit der Anerkennung von außen verband sich Aufklärung nach innen; den Orthodoxen wurde klargemacht, dass die Predigt jüdisches Erbgut ist. So wurde sie auch in der orthodoxen Synagoge Deutschlands fest verankert.

Die große Lebensaufgabe, die sich Zunz in seiner Frühschrift stellte, hat er nicht zu Ende geführt. Er schrieb in der Tat über viele Gegenstände, beschränkte sich jedoch im Hauptwerk auf die Erforschung der Liturgie und des Ritus, an denen er mit pedantischer Genauigkeit arbeitete. Er veröffentlichte Werke über *Geschichte und Literatur* (1845), mit eingehender Darstellung der Juden Frankreichs und Deutschlands im Mittelalter, *Die synagogale Poesie des Mittelalters* (1855), mit systematischer Forschung über die Pijutim, die Dichtungen für den Gottesdienst der Festtage, und er schrieb *Der Ritus der Juden, Literaturgeschichte der synagogalen Poesie* und *Essays über jüdische Geschichte und Literatur* (1874/75). Hermann Cohen sagte Rosenzweig zufolge von ihm: „Er hätte ein großer Historiker werden können und war doch nur ein – Antiquar.“⁶ Allerdings war es seine Aufgabe, neuen Boden zu brechen. Der Historiker kann erst dann zuwege gehen, wenn er die Materialien besitzt, die aus Quellen und Quellenforschung in seine Hände kommen. Dieser Aufgabe musste sich Zunz widmen.

Darüber hinaus war jedoch seine Selbstbeschränkung auf synagogale Poesie und Ritus ein bewusster Akt. „Die Einschaltungen (in den Gottesdienst der Festtage) [...] und dramatischen Elegien, (welche) Israels Geschichte und Heiligtümern ein durch Kunst geadeltes und durch Gesang verschöntes Aussehen verliehen, und aus dem gebotenen Dienst eine freie Huldigung machten, (erhoben) dem Juden die Synagoge zu dem [...] was einst dem Hellenen olympische Spiele und Tragödien gewesen, zu einer Stätte, wo das Nationale verkörpert und zugleich vergeistigt, als Kleinod der Gesamtheit wie jedes Einzelnen empfunden wurde.“⁷ In der synagogalen Poesie verkörpert sich der Geist des jüdischen Volkes, das Nationale des jüdischen Seins. Hier also war der Kern jüdisch-nationalen schöpferischen Wesens. Im Gottesdienst enthüllt sich die Seele des jüdischen Volkes, wie sich ihre Seele den Griechen einst in den olympischen Spielen und den Tragödien offenbarte. Hier wird sie auch dem Forscher offenbar. Im Gottesdienst liegt volkhafte Selbsterkenntnis.

6 Franz Rosenzweig: *Kleinere Schriften* S. 308.

7 Zunz: *Zur Geschichte und Literatur*, S. 22–23, zitiert bei Max Wiener: *Jüdische Religion im Zeitalter der Emanzipation*, dessen Abhandlung dieser Artikel wertvolle Anregungen verdankt.

Zunz sieht das jüdische Volk als eine Nation, deren Leben mit dem Zusammenbruch des jüdischen Staates nicht zu Ende kam. Zwar war ihm die politische Ausdrucksmöglichkeit entzogen, doch wurde sie ersetzt. Im Gefühl, im Buch und im gemeinsamen Leid blieb sie erhalten. Wo immer der Jude lebt, reagiert er aus jüdischer Kraft schöpferisch auf sein Schicksal; Gedanke und Leid sind die Kräfte seines Lebens und führen zur Tat. Da diese Schöpferkräfte dem intuitiven Lebensgefühl entsprangen, entwickelte sich der Geist, der in der Poesie zum Ausdruck kam, konsequent aus der Entwicklung des Lebens. Wir finden daher keine Brüche in dieser Entwicklung. „Alle Produktionen des jüdischen Geistes, Talmud, Midrasch, jüngere Haggada, Massora, Geheimlehre, Grammatik, Exegese, Philosophie, Piut, Poesie hängen je untereinander zusammen.“⁸ Die Kraft der Juden ist religiösen Charakters. Doch blieben sie von der Einwirkung des äußeren Schicksals nicht unbeeinflusst. So schreibt Zunz ein Werk *Über die in hebräisch-jüdischen Schriften vorkommenden hispanischen Ortsnamen*, in dem er den Einfluss Spaniens darstellt. In seiner *Literaturgeschichte der synagogalen Poesie* erklärt er: „[...] Bücherzensur und Revision, Angeberei der Abtrünnigen und Aufsicht boshafter Beamter, die verscheuchten jeden Gedanken, der nationalen Ausdruck hatte [...] Auch in Italien verstummte die hebräische Muse beim Anblick des kirchlichen Medusenhauptes [...]“⁹ So erklärt sich der Verfall der synagogalen Poesie zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. Der Einfluss dieser Auffassung ging tief. Abraham Geiger sah daher im jüdischen Volk ein naturgegebenes Genie für Religion. Heinrich Graetz, der große jüdische Historiker, sah die jüdische Geschichte des Mittelalters als Gelehrten- und Leidensgeschichte, und wurde darum der Einseitigkeit beschuldigt. Hermann Cohen sah das Leben der Juden im Exil als einen Dauerzustand des Leidens an und sah im Leiden die Weltaufgabe der Juden. Im Mitleid mit dem Armen und dem Heimatlosen erhebt sich die Ethik in die Sphäre der Religion. Mitleid entfacht im Menschen das tief-religiöse Gefühl, aus dem sich die Willenskraft erzeugt, das Leid zu bannen. Dadurch, dass die Juden immer die Fremden sind, erlauben sie der Menschheit, in deren Mitte sie wohnen, Mitleid zu üben, und damit wahre Religion ins Leben zu rufen. Eine solche Haltung ist nicht tragbar, vor allem nicht nach Auschwitz, denn sie setzt einen Gott voraus, der selbst Auschwitz dulden kann, und eine völlig unbelehrbare Menschheit. Doch Cohen sah Auschwitz nicht, und das Leiden, dem er als Jude ausgesetzt war, konnte ertragen werden. Im Grunde ruht der Gedanke doch wohl auf Zunz, obgleich Zunz ein dauerndes Exil keineswegs anerkennt. Aber auch im weiteren Sinn bewies sich Zunz mit seiner Analyse der Vergangenheit als einsichtsvoller Verkünder der Zukunft. Die religiöse Poesie spiegelt in der Tat den Geist der Judenheit wider. Die deutschen Gebete der Reformsynagoge des 19. Jahrhunderts bezeugen die Unsicherheit, und die durch sie hervorgerufene superpatriotische Haltung der deutschen Juden. Die Gleich-

8 Zunz: *Literaturgeschichte der synagogalen Poesie*; S. 26.

9 A.a.O.: S. 439.